

(Nachdruck verboten.)

2] Schwärmer.

Roman von Knut Samson.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kih.

Nolandsen ging weiter und weiter am Walde entlang und kam an den Fluß. Hier lag Kaufmann Macs Fischleimfabrik; es waren da ein paar Mädchen beschäftigt, mit denen Nolandsen gern ein bißchen sprachte, wenn er vorbeikam. Er war wirklich ein toller Kerl in der Beziehung, das sagte jeder. Außerdem war er heute in der besten Laune und blieb länger stehen als gewöhnlich. Die Mädchen sahen natürlich, wie nett betrunken er war.

„Na, Rogna, was glaubst Du eigentlich, warum komme ich so oft hierher?“ sagte Nolandsen.

„Weiß ich's?“ antwortete Rogna.

„Du glaubst natürlich, mich treibt der alte Laban.“

Die Mädchen lachten:

„Er sagt Laban und meint Adam.“

„Netten will ich Dich,“ sagte Nolandsen. „Du sollst Dich vor den Fischerburschen hier herum in acht nehmen, das sind recht arge Versucher.“

„Sie selbst sind der größte Versucher,“ sagt ein anderes Mädchen. „Sie haben ja zwei Kinder. Schämen sollten Sie sich.“

„S, Noline, Du sagst das? Bist immer ein Nagel zu meinem Sarge gewesen, Noline, Du weißt es wohl. Aber Dich „Rogna“ werd' ich retten, ob Du willst oder nicht.“

„Sie können ja zur Jungfer van Loos gehen,“ sagt Rogna.

„Aber Du hast so blutwenig Verstand,“ fährt Nolandsen fort. „Bis wieviel Stunden magst Du zum Beispiel die Fischköpfe dämpfen, eh' Du das Ventil zuschraubst?“

„Zwei Stunden,“ antwortet Rogna.

Und Nolandsen nickt. Das hatte er selbst auch herausgerechnet. O, der Teufelskerl Nolandsen wußte recht gut, warum er Tag für Tag diesen Gang zur Fabrik machte und herum schnüffelte und die Mädchen ausfragte.

„Heb' den Deckel nicht ab, Bernille,“ rief er. „Bist Du verrückt!“

Bernille wird rot. „Friedrich hat gesagt, ich soll in der Pfanne umrühren,“ ist ihre Antwort.

„So oft Du den Deckel abhebst, verdampft die Wärme,“ sagt Nolandsen.

Doch als kurz darauf Friedrich Mac, der Sohn des Kaufmanns, hinzukam, schlug Nolandsen wieder seinen gewöhnlichen Herumtreiberton an:

„Warst Du das nicht, Bernille, die ein Jahr beim Bogt gedient hat? So bissig und böse warst Du da, daß die Deckbetten das einzige waren, was Du nicht kurz und klein schlugst.“

Alle Umstehenden lachten. War Bernille doch die sanfteste Seele von der Welt. Und ein Gebrechen hatte sie auch und war obendrein die Tochter vom Orgelreter in der Kirche, so daß ihr ein klein wenig Heiligkeit anhing.

Als Nolandsen wieder auf den Weg hinauskam, sah er abermals die Küsterstochter Olga. Sie war wohl im Kramladen gewesen. Nun schritt sie aus, was sie konnte, um fortzukommen, es wäre ja eine Schande gewesen, wenn Nolandsen hätte glauben können, daß sie auf ihn gewartet hätte.

Aber Nolandsen glaubte nichts von der Art, er wußte; wenn sie nicht gerade dicht aneinander vorbeikamen, pflegte das junge Ding vor ihm fortzulaufen und zu verschwinden. Und Nolandsen war ganz einverstanden damit, wenn er bei ihr nichts erreichte, durchaus einverstanden. Sie war es keineswegs, die ihn beschäftigte.

Er kommt nach Hause auf die Station. Er setzt ein hochmütiges Gesicht auf, um sich den Hülfstelegraphisten vom Galse zu halten, der gern mit ihm plaudern möchte; Nolandsen war kein angenehmer Kollege in dieser Zeit. Er schließt sich ein in seiner abgelegenen Kammer, die niemand betritt als eine alte Frau und er selber. Hier lebt er, und hier schläft er.

Dieser Raum ist Nolandsens Welt. Nolandsen versteht sich auf mehr als auf Leichtsin und Branntwein, er ist ein großer Grübler und Erfinder. In seinem Zimmer riecht es nach Säuren, Säften und Arzneien. Der Geruch dringt bis auf den Flur hinaus, und jeder Fremde muß ihn merken. Nolandsen macht kein Hehl daraus, daß er alle diese Medikamente einzig und allein im Zimmer habe, um dem Geruch von dem vielen Branntwein zu steuern, worin er zu sudeln pflege. Aber das lag Ove Nolandsen vor lauter Unergründlichkeit.

Im Gegenteil, alle die Säfte in Gläsern und Krügen brauchte er für seine Experimente. Auf chemischem Wege hatte er eine neue Methode gefunden, Fischleim zu fabrizieren; sie war geeignet, Kaufmann Macs Methode vollständig aus dem Felde zu schlagen. Mit großen Kosten hatte Mac seine Fabrik errichtet, der Transport war zu unbequem und die Gewinnung des Rohstoffes nur auf die Fangzeit beschränkt; außerdem überließ er die Leitung des Betriebes seinem Sohne Friedrich, und der war kein Sachmann. Nolandsen konnte Fischleim aus einer Menge anderer Dinge herstellen als aus Fischköpfen, und außerdem konnte er Fischleim aus dem vielen Abfall gewinnen, den Mac fortwarf. Und aus dem letzten Abfall konnte er einen merkwürdigen Farbstoff gewinnen.

Hätte Telegraphist Nolandsen nur nicht mit seiner großen Armut und Hülflosigkeit zu kämpfen gehabt, die Erfindung wäre bereits zur Tatsache geworden. Aber hier im Orte konnte man sich nun ein für allemal nur durch Kaufmann Mac Geld verschaffen, und Nolandsen hatte keine guten Gründe, wenn er zu ihm nicht gehen wollte. Eines Tages hatte er die Kühnheit gehabt, anzudeuten, daß der Leim oben aus der Fabrik am Wasserfall zu kostspielig werde; aber da hatte Mac nur mit der Hand geschwungen, als der einflussreiche, flotte Herr, der er war, und hatte gesagt, daß die Fabrik eine Goldgrube sei. Nolandsen brannte darauf, mit dem Resultat seiner Grubeleien hervorzutreten. An Chemiker des In- und Auslandes hatte er Proben seiner Ware gesandt und hatte die Gewißheit erhalten, daß der Anfang gut war. Aber weiter kam er nicht. Noch hatte er der Welt die reine, klare Flüssigkeit vorzulegen und Patente für alle Länder zu lösen.

War Nolandsen denn für nichts und wieder nichts unten bei den Schuppen erschienen, um den Pfarrer zu empfangen? Der Wicht Nolandsen hatte seine Absichten dabei. Wenn nämlich der Pfarrer wirklich reich war, so konnte er leicht etwas Geld hergeben zugunsten einer bedeutenden und aussichtsreichen Erfindung. „Lut kein anderer es, so will ich es tun!“ würde der Pfarrer unzweifelhaft sagen. Nolandsen hoffte.

Ach, Nolandsen hoffte so leicht, der geringste Anlaß konnte ein Feuer in ihm entfachen. Doch auch Enttäuschungen pflegte er tapfer zu verwinden, standhaft und stolz war er und zerbrach nicht. Da war nun Macs Tochter Elise zum Beispiel, auch nicht an ihr war er zerbrochen. Sie war groß und schön, hatte eine braune Haut und rote Lippen und zählte drei- undzwanzig Jahre. Es ging das Gerücht, daß Kapitän Henriksen vom Küstenboot ihr heimlicher Verehrer sei; doch die Jahre kamen, und die Jahre gingen, und es wurde nichts daraus. Was war der Grund? Schon vor drei Jahren, als Elise Mac erst zwanzig war, hatte Nolandsen ihr in närrischer Zungenhaftigkeit sein Herz zu Füßen geworfen. Sie war so liebenswürdig gewesen, ihn nicht zu verstoßen. Da hätte Nolandsen Halt machen und sich zurückziehen müssen, doch er ging weiter, und im vorigen Jahre hatte er angefangen, ihr alles zu sagen. Sie hatte nicht anders gekommt, sie hatte diesem eingebildeten Telegraphisten ins Gesicht gelacht, bevor sie ihm den Abstand deutlich machte, der zwischen ihnen war. Zwischen ihm und ihr, die selbst einen Kapitän Henriksen jahrelang auf ihr Ja hatte warten lassen. Damals war es gewesen, als Nolandsen spornstreichs hinging und sich mit Jungfer van Loos verlobte. Er würde beweisen, daß eine abschlägige Antwort an höchster Stelle nicht sein Tod wäre.

Aber jetzt war der Frühling wieder da. Und der Frühling war fast nicht auszuhalten um des großen Herzens willen. Er sadte die Schöpfung bis zum äußersten an, ja, mit würzigen Winden blies er ins keuscheste Nasloch hinein.

Vom Meer sichert der Frühlingshering herein. Die Watenmeister liegen in ihren Booten und forschen mit dem Fernrohr den ganzen Tag unten im Meere. Wo die Vögel in Schwärmen freisen und sich hie und da niederstürzen zum Stoß in die Fluten, da hält der Hering sich auf; im Tiefwasser läßt er sich schon mit Netzen fangen, aber nun ist es die große Frage, ob der Hering die seichterere Plätze aufsuchen wird und die Wiken und Fjorde, wo sich ganze Züge absperren lassen mit Waten. Denn da erst sammeln die Wate sich, da erst entwickelt sich Leben, und laute Rufe ertönen, und viel Volk und Handelsfahrzeuge erscheinen auf dem Plan. Und der Verdienst wird sein wie der Sand am Ufer des Meeres.

Fischfang ist Glücksspiel. Der Fischer stellt sein Netz aus und wartet auf den Erfolg, er wirft seine Wate aus und überläßt dem Schicksal den Ausgang. Oft jagt ein Verlust den anderen, sein Anhang treibt ab oder sinkt oder vergeht im Sturm; er aber rüstet sich immer von neuem und segelt hinaus. Manches Mal fährt er einen langen Weg bis zu Stellen, wo andere ihr Glück machen, und er rudert sich ab und rudert wochenlang über harte Meeresstreden hin und erscheint schließlich zu spät auf der Bildfläche: das Spiel ist aus. Aber dann und wann kann auch das große Los mitten auf seinem Wege liegen und ihn erwarten und anhalten und sein Boot mit Talern füllen. Niemand weiß, wenn das Glück lächeln wird, und alle hoffen mit gleichem Recht.

Kaufmann Mack war auf dem Posten, schon hatte er seine Wate und seinen Bast im Boot, und das Fernrohr kam ihm nicht von den Augen. Mack hatte eine Galeasse und zwei Yachten in der Bucht liegen, soeben waren sie von der Klippfischtour nach den Lofoten zurückgekehrt, und die Ladung war gelöst; nun wollte er Heringe laden, wenn Heringe einfamen, sein Speicher war voll von leeren Tonnen. Er würde auch Heringe aufkaufen, soviel er bekommen könnte; zu dem Zwecke hatte er sich sofort mit Bargeld versehen, um eingreifen zu können, bevor die Preise stiegen.

Mitte Mai gelang dem Kaufmann die erste Absperrung mit der Wate. Es war nichts Großes, nur ein halbes Hundert Tonnen, doch das Ereignis sprach sich herum, und ein paar Tage darauf lag auch eine fremde Watenmannschaft an Ort und Stelle. Hier war viel Aussicht.

Da fand eines Nachts auf Macks Kontor in der Fabrik ein Einbruch statt. Es war ein sehr tollkühnes Verbrechen, denn die Nächte waren jetzt strahlend hell vom Abend bis zum Morgen, und alles, was vor sich ging, konnte man auf weite Entfernung hin wahrnehmen. Der Dieb hatte zwei Türen erbrochen und zweihundert Taler gestohlen.

Für das Kirchspiel war es eine ganz unerhörte Begebenheit, die keiner verstand. Von einem Einbruchsdiebstahl bei Mack in eigener Person hörten selbst ältere Leute zum erstenmal im Leben. Im kleinen konnten die Bewohner des Kirchspiels nach schwachem Vermögen sündigen, aber einen Diebstahl mit seinem Drum und Dran hätten sie nie fertig bekommen. So geriet denn auch gleich die fremde Watenmannschaft in Verdacht und Verhör.

Doch die fremde Watenmannschaft hatte Beweise, daß sie in der Einbruchsnacht mit allen Leuten an Bord draußen eine Meile von der Fabrik entfernt gelegen und Ausguck nach Heringen gehalten habe.

Dem Kaufmann tat das von Herzen weh. So hatte also einer aus dem Kirchspiel die Tat verübt.

Nicht das Geld kam für den Kaufmann in erster Linie in Betracht, nein, er sagte es gerade heraus, daß es ein dummer Dieb gewesen sei, weil er nicht mehr genommen habe. Aber daß einer aus seinem Kirchspiel ihn bestehlen konnte, das kränkte den mächtigen Herrn und Beschützer aller schwer. War er es nicht, der mit den Steuern für seine verschiedenen Geschäfte das halbe Budget der Gemeinde bestritt? Und hatte je ein Notleidender, der Hilfe verdiente, sein Kontor ohne Hilfe verlassen?

Mack setzte eine Belohnung aus, um den Diebstahl aufzuklären. Fast täglich erschienen ja neue Watenfischer auf dem Plage, und auf alle diese fremden Menschen mußte es doch einen sonderbaren Eindruck machen, wenn Kaufmann Mack so mit seinen Leuten stand, daß man ihn bestahl. Als flotter Handelskönig tat er ein übriges und setzte die Belohnung auf vierhundert Taler fest. Alle Welt sollte sehen, daß es ihm auf eine runde Summe nicht ankam.

Der neue Pfarrer bemächtigte sich der Einbruchshistorie, und am Trinitatssonntag, als die Predigt von Nikodemus handeln sollte, der zur Nachtzeit zu Jesu kommt, nahm der

Pfarrer die Gelegenheit wahr, um den Dieb anzugreifen. „Da kommen sie zu uns um die Nachtzeit,“ sagte er, „und brechen in unser Haus ein und rauben unsere Habe. Nikodemus tat nichts Böses, er war ein furchtbarer Mann und wählte die Nacht zu seinem Gange; doch er ging um seiner Seele willen. Und was tun sie heute? Ach, ein frecherer Sinn ist in die Welt gekommen, man benutzt die Nacht zu Plünderung und Sünde. Mag die Strafe den Schuldigen treffen, ans Licht mit ihm!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der augenblickliche Stand der deutschen Elektroindustrie.

Wenn man die Entwicklung der deutschen Elektroindustrie in den letzten Jahrzehnten zeichnerisch darstellt, so ergibt sich dasselbe Bild wie bei der Entwicklung unserer modernen Industrie überhaupt, nämlich ein stetig ansteigender Linienzug, der aber nicht geradlinig verläuft, sondern wellenförmige Erhebungen und Senkungen zeigt. Am Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte die Entwicklung eine sehr starke Tendenz nach oben; wie bekannt folgte dann um die Jahrhundertwende ein starker Rückschlag, der manche Firma der Elektrotechnik überhaupt vom Boden wegsetzte.

Augenblicklich ist die Entwicklung unserer Elektroindustrie wieder, wie es scheint, im langsamen Aufsteigen. Aus manchen Anzeichen geht es hervor.

So wurde vor einiger Zeit bekannt, daß die größte deutsche Firma der Elektrotechnik, die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, ihr Aktienkapital von 88 auf 100 Millionen Mark erhöht, nicht, wie es in dem Berichte der Gesellschaft heißt, um neue Fabrikationszweige aufzunehmen, oder um den Betrieb nach irgend einer Richtung hin zu erweitern, sondern nur, um entsprechend dem größeren Umfange auch größere Mittel flüssig zu haben. Ferner haben, entsprechend der regeren Nachfrage, fast alle deutschen elektrotechnischen Firmen in der letzten Zeit die Preise ihrer Maschinen und Apparate beträchtlich erhöht; motiviert wird diese Preiserhöhung mit einer Verteuerung des Rohmaterials, sie entspringt natürlich in Wirklichkeit nur der besseren Konjunktur.

Es ist interessant festzustellen, auf welchen Gebieten zurzeit die deutsche Elektroindustrie ihre lohnende Tätigkeit findet. In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entsprang die Prosperität der Elektroindustrie vor allem aus dem Bedürfnis, die vorhandenen Pferdebahnen in elektrische umzuwandeln, und ferner aus der Tatsache, daß sich jede kleine Stadt eine Beleuchtungszentrale bauen ließ. Heute liegen die Verhältnisse ganz anders. Die Hauptbeschäftigung unserer elektrotechnischen Firmen besteht jetzt in der Installation von elektrischen Einrichtungen in industriellen Unternehmungen aller Art, vor allem in den großen Bergwerks- und Hüttenbetrieben.

In diesen Betrieben herrschte noch vor einigen Jahren die Dampfkraft unumschränkt. Dampf gab die Energie her für die Fördermaschinen, Dampf diente dazu, die gewaltigen Wasserhaltungsmaschinen der Bergwerke anzutreiben. So geeignet auch die Elektrizität wegen der Möglichkeit, ihre Erzeugung zu zentralisieren und ihre Fortleitung ohne große Verluste zu bewirken, gerade für Bergwerke mit ihren tiefen Schächten und oft weit auseinander liegenden Gruben ist, es hat doch lange Zeit gedauert, bis sie hier erfolgreich mit dem Dampf konkurrieren konnte. Das hat seinen Grund in der Eigentümlichkeit der Bergwerksbetriebe. Es handelt sich dort für die Fördermaschinen, die Lasten von mehreren Tonnen aus großer Tiefe fördern müssen, meistens um Leistungen von einigen tausend Pferdestärken, die aber nicht andauernd, sondern in geringen Zeitabständen hergegeben werden müssen. Der die Fördermaschine antreibende Motor wird also eine kurze Zeit stark belastet, muß dann still gesetzt werden und dann in entgegengesetzter Richtung wieder anlaufen. Diese Forderung, große Elektromotoren in ökonomischer Weise zum Anlaufen zu bringen und ihre Drehrichtung umzulehren, stellte die Konstrukteure elektrischer Förderanlagen vor eine sehr schwierige Aufgabe, die aber in jüngster Zeit durch das nach seinem Erfinder benannte Agnerische Förderstern sehr elegant gelöst wurde. Sowohl die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, als auch Siemens u. Halste sind Lizenznehmer der Agnerpatente und führen ihre großen Förderanlagen nach diesem System aus. Auf die technischen Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden; ausführliches darüber findet sich in den beiden letzten Jahrgängen der „Elektrotechnischen Zeitschrift“.

Neben den Fördermaschinen sind in Bergwerksanlagen die Wasserhaltungsmaschinen von der größten Bedeutung, und auch sie erhalten in neuerer Zeit zum größten Teil elektrischen Antrieb. Ermöglicht ist dies durch die in den letzten Jahren sehr vervollkommenen Hochdruckzentrifugalpumpen. Diese Pumpen nehmen wenig Raum ein, haben eine hohe Umlaufzahl und werden deshalb mit dem Antriebsselektromotor direkt geluppelt. Der ganze Maschinensatz, Pumpe mit Motor, wird unter Tage, dort wo gerade der stärkste Wasserzufluß ist, aufgestellt und erhält die elektrische Energie durch Kabel von einer über Tage stehenden Zentrale.

In engstem Zusammenhange mit den bergmännischen Betrieben

Kleines feuilleton.

sehen die Hütten- und Walzwerke, in denen die Roherze weiter verarbeitet werden. Oft sind sie direkt mit den Bergwerken verbunden, und es ist natürlich, daß man elektrische Energie auch für sie verwendet, da die Arbeitsbedingungen fast dieselben sind. Die Walzenstrahlen zum Walzen der Eisenbahnrinnen, von Gaurträgern und ähnlichen Erzeugnissen erhalten in modernen Anlagen durchweg elektrischen Antrieb, weil er dem Antriebe mit Dampf an Oekonomie und leichter Bedienbarkeit weit überlegen ist.

Ist die lohnende Beschäftigung unserer Elektro-Industrie bei der Installation in den oben geschilderten Industriezweigen zum größten Teil durch den hohen Wert der Projekte bedingt — es handelt sich bei diesen Anlagen immer gleich um Hunderttausende von Mark —, so liegen die Verhältnisse auf einem nicht minder ertragreichen Gebiete, auf dem der elektrische Krananrouten anders. Die gewaltige Entwicklung der Industrie und Technik hat es mit sich gebracht, daß in den Werkstätten, auf Lagerplätzen, wird von einer Dampfmaschine, oder in ganz modernen Anlagen dort, wo schwere Lasten oder Arbeitsstücke zu transportieren sind, die ökonomische Ausgestaltung der Transportmittel und Transportmaschinen zu einer Lebensfrage der betreffenden Werke geworden ist. Die Arbeit, die von diesen Transport- und Hebeemaschinen zu leisten ist, besteht darin, Lasten schnell und sicher zu heben und sie von einem Plage zum anderen zu schaffen. Entsprechend dem Verwendungsgebiete hat man bestimmte Kategorien dieser Maschinen, wie Laufkräne, Drehkräne, Hängebahnen, Schiebebühnen und noch die verschiedenartigsten Spezialkonstruktionen in den mannigfaltigsten Variationen. Allen gemeinsam ist aber, bis auf verschwindend kleine Ausnahmen, der Antrieb durch Elektromotoren, die eigens für diese Zwecke von unseren Großfirmen der Elektroindustrie nach jahrelangen Versuchen und Erfahrungen in bestimmten Spezialtypen gebaut werden. Ganz eigenartig sind auch die für diese Kranmotoren bestimmten Schalt- und Regulierapparate, die dazu benutzt werden, die Elektromotoren anzulassen, ihre Umdrehungszahl zu verändern und ihre Drehrichtung umzukehren. Sie repräsentieren in vielen Fällen einen Wert, der dem der eingebauten Elektromotoren gleichkommt.

Diese Krananrouten kosten natürlich im einzelnen nicht gleich Hunderttausende, wie die Installation eines Bergwerkes, aber sie werden so zahlreich gebraucht, daß aus diesem Grunde ihr Bau zu den lohnendsten Beschäftigungen unserer Elektro-Industrie gehört.

Entsprechend ihrer leichten und wirtschaftlichen Fortleitungs-fähigkeit hat in jüngster Zeit die elektrische Energie auch in allen den Betrieben Eingang gefunden, wo viele Arbeitsmaschinen an verschiedenen Stellen gleichzeitig angetrieben werden müssen. So z. B. in den großen Baumwollspinnereien. Dort war bis vor kurzer Zeit die Energieverteilung die, daß eine starke Dampfmaschine eine Haupttransmissionswelle antrieb, von der wiederum durch Riementrieb die einzelnen Spinnmaschinen in Bewegung gesetzt wurden. Diese Art und Weise der Kraftverteilung bringt die größten Uebelstände mit sich; in dem Fabrikraum ist ein Gewirre von tausenden Riemenscheiben und Riemen, die einmal unnütz viel Kraft verzehren, dann aber vor allem den in solchen Spinnbetrieben immer vorhandenen Staub in einer für die Arbeiter fast unerträglichen Weise umherwirbeln. Das fällt alles fort durch elektrischen Antrieb; jede Spinnmaschine bekommt ihren eigenen Elektromotor, der sie durch gekapselte Zahnräder geräuschlos und ökonomisch antreibt. Seine Energie bekommt der Antriebsmotor von einer Dynamomaschine durch unterirdisch verlegte Kabel, die so bemessen werden, daß von der elektrischen Energie in ihnen nur ein sehr kleiner Teil, meistens 5 Proz., verloren geht. Die Dynamomaschine ihrerseits, die den elektrischen Strom liefert, auf Schiffswerken, in Hafenanlagen, mit einem Worte überall von einer Dampfmaschine angetrieben.

Die so geschilderte Art des elektrischen Betriebes in den Baumwollspinnereien steckt allerdings noch etwas in den Kinderschuhen; sie ist noch nicht so durchgebildet wie etwa die Ausrüstung der Bergwerksanlagen und natürlich auch noch nicht so eingeführt. Aber sie wird in den nächsten Jahren der Elektro-Industrie ein wohl ebenso fruchtbares Bebauungsfeld abgeben, wie es augenblicklich schon die Installation elektrischer Einrichtungen in den Bergwerken ist, denn auch hier handelt es sich jedesmal um große Objekte im Werte von Hunderttausenden von Mark.

Naturgemäß drängt sich am Schluß dieser Betrachtungen die Frage auf: Wie lange wird denn diese Herrlichkeit dauern? Wird sich bald wieder zu einem Rückschlag kommen, genau wie in den Jahren um die Jahrhundertwende? Es ist selbstverständlich, daß bei unserer kapitalistischen Wirtschaftsweise die gute Konjunktur mal wieder von einer Krise abgelöst wird. Doch wird der Zusammenbruch gerade in der Elektro-Industrie in absehbarer Zeit wohl nicht wieder in der Weise wie vor einigen Jahren eintreten. Die kleineren, schwachen Firmen sind zum größten Teil von den Großbetrieben aufgesogen worden, und die Großbetriebe sind einmal sehr kapitalkräftig, dann aber arbeiten sie, wie sich überall zeigt, bei größeren Aktionen Hand in Hand, sind also gegen Preisdrückungen gesichert. Auch die organisierte Arbeiterschaft merkt diesen Zusammenfluß; die jüngste von den beiden größten Firmen der Elektro-Industrie gemeinsam ins Werk gesetzte brutale Aussperrung zeigte ihr deutlich, wohin die Reise geht. Die deutsche Elektro-Industrie nähert sich mit Riesenschritten dem Stadium der Vertrupfung. —

Karl Lampe.

hl. Die Riesenhöhlen von Neu-Süd-wales. Etwa vier Meilen von Goulburn, der Hauptstadt des südlichen Teiles von Neu-Süd-wales, liegt an den Ufern eines breiten Baches die malerische Stadt Bungonia. Das Marulan-Land, in dem Bungonia liegt, wird als künftiger Mittelpunkt der Goldindustrie des Staates angesehen. An einigen Stellen finden sich Kalksteinformationen. Hier liegen auch mächtige Höhlen. Erst seit wenigen Jahren wird, wie „English Mechanic“ berichtet, die Erforschung dieser Höhlen systematisch vorgenommen; bis dahin begnügten sich die Besucher wegen der Gefährlichkeit des Unternehmens damit, den Anfang des Hauptsystems der Höhlen zu betreten und in das finstere Dunkel hineinzuklicken. Die Eintrittskammer, die sich zu einer Höhe von 80 Fuß erhebt, heißt wegen ihrer kegelförmigen Gestalt „Glodenturm“. Mit Hilfe einer Winde und eines Seiles steigt man dann einen 150 Fuß tiefen Schacht hinab, dessen vom Wasser ausgewaschene Seiten zeigen, daß man auf dem ehemaligen Schuttplatz eines großen unterirdischen Wasserfalls steht. Hat man nunmehr einige große Räume durchschritten, so gelangt man nach einer Entfernung von 200 Fuß in zwei weitere Kammern, die mit schönen Stalaktiten angefüllt sind. Jetzt öffnet sich die Höhle zu einem ungeheuren, wenigstens 800 Fuß langen Tunnel, der an einigen Stellen 100 Fuß hoch und 50 Fuß breit ist. Die Seitenwände sind senkrecht, das Dach halbkreisförmig. Die glatten Oberflächen sehen so aus, als seien sie von Menschenhand gemischt. So weit ist an dieser Stelle das Höhlensystem erforscht. Ein zweiter Durchgang geht vom Grunde des Schachtes aus; er ist nicht sehr ausgedehnt, enthält aber muldenartige Bildungen, und zwar in einer Art von Terrassen auf dem unteren Teile der Wände und des Fußbodens. Diese Becken sind anscheinend häufig mit reinem Wasser gefüllt, das immer von einer Reihe Mulden in die andere tropft, bis es die untersten Tiefen erreicht, was einen reizvollen Anblick gewährt. Eine andere Höhlenformation in derselben Nachbarschaft ist teilweise auch schon erforscht. Man gelangt durch eine etwa 200 Fuß über der Basis befindliche Öffnung in der Vorderseite des Felsens hinein; der Eingang ist 20—40 Fuß hoch, 10 Fuß breit, und die Höhlenformation erstreckt sich auf fast 1000 Fuß. Weiter östlich öffnet sich eine Höhle von fast 1200 Fuß, die 30—80 Fuß hoch ist. Hier sieht man Myriaden von Stalaktiten in allen Formen, einige darunter über 10 Fuß lang. Nach einander folgen Vertiefungen von 4—5 Fuß, bis ein Abhang von 60 Fuß den Gebrauch eines Seiles notwendig macht. Auf allen Seiten steht man Stalaktiten. Dieser Teil ist 40—100 Fuß hoch und 40 Fuß breit. Steigt man einen anderen, 20 Fuß tiefen Abhang hinab, so kommt man durch einen 600 Fuß langen in nördlicher Richtung sich erstreckenden und sich ständig senkender Durchgang in die geräumigste und schönste Höhle, die 130 Fuß hoch und 60 Fuß breit ist. Das gewölbte Dach dieser Höhle ist aus glattem blauen Kalkstein, der nach allen Richtungen von weißen Marmoradern durchzogen ist. Höchst merkwürdige Stalaktiten fallen ins Auge; in einer Entfernung von 150 Fuß sieht man ein großes, einem Stachelhäut ähnliches Fossil. Durch diese Höhle geht ein schöner Wasserlauf, der auf dem Boden Becken in allen Größen und Formen bildet. 2000—3000 Fuß weiter erreicht man kleinere Höhlen, durch die augenscheinlich große Wassermengen gestossen sind. —

ie. Barfüßige und beschuhte Völker. Die Form der Füße ist so mannigfaltig, daß die Frage, welche Gestalt als die normale anzusehen ist, nicht leicht beantwortet werden kann. Welch ein Unterschied ist zwischen dem hochgewölbten Fuß, unter dem nach einer bekannten Redensart fast eine Maus hindurchlaufen kann, und dem platten Fuß, der fast mit der ganzen Sohle den Boden berührt, und doch können auch diese Extreme der Fußbildung ganz gesund sein. Besonders schwierig ist es jedenfalls, die Wirkung der Fußbekleidung auf die Veränderung der Füße abzuschätzen. Am ehesten könnte man wohl darauf rechnen, Aufklärung über diesen Punkt durch Untersuchung der Völker zu erlangen, die gar keine Fußbekleidung kennen, und es ist daher zu bedauern, daß Forscherreisende diesem Umstand so wenig Beachtung geschenkt haben. Dr. Hoffmann hat jetzt nach einer Mitteilung des „British Medical Journal“ versucht, der Aufklärung dieser Frage näher zu treten, und zwar auf Grund umfassender Feststellungen an Eingeborenen Afrikas und der Philippinen, die nie Schuhe getragen hatten. Es ergab sich die Tatsache, daß die Form der Füße bei diesen Leuten eine ebenso große Verschiedenheit aufwies, wie sie bei irgend einem europäischen Volk zu finden ist. Die Mannigfaltigkeit zeigt sich nicht nur in der Form der Füße, sondern auch in ihrer Stellung beim Gang. Die bisher allgemein vertretene Ansicht, daß die Auswärtsstellung der Füße beim Gang lediglich eine Gewohnheit der stiefeltragenden Kulturvölker sei, hat sich als unhaltbar erwiesen. Weniger unerwartet ist der Gehalt der Erfahrungen, die bezüglich der Veränderung der Füße gemacht wurden, wenn solche Naturmenschen längere Zeit Schuhzeug angelegt hatten. Schon in zwei Monaten stellte sich eine merkliche Wirkung heraus, namentlich hinsichtlich der Lage der großen Zehe, die auch in ihrer Beweglichkeit beeinträchtigt und durch den Druck der Strümpfe und Schuhe steif gemacht wird. Man kann bei jedem Kind erkennen, daß die große Zehe zunächst ziemlich weit nach der Seite bewegt werden kann, aber diese Eigenschaft verliert sich wie gesagt sehr rasch. Nach den Nachforschungen, die Dr. Hoffmann an Stiefeln, Schuhen und Sandalen in verschiedenen

Museen bis zum 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück vorgegangen hat, genigte keine einzige Form von Stiefeln, Schuhen oder Pantoffeln, die zu irgend einer Zeit Mode gewesen sind, den Bedingungen, die eine Erhaltung der Beweglichkeit der großen Zehe ermöglichen würden. Nur die vorn stark verbreiterten Schuhe aus der Zeit des 16. Jahrhunderts und die Sandalen würden eine Ausnahme machen. Dr. Hoffmann gelangt zu dem Schluß, daß die Verschiedenheit der Füße bei den beschuhten und barfüßigen Völkern dem Tragen von Schuhen seitens der ersteren zuschreiben und nicht als Rassenmerkmal zu erklären ist. Ferner besteht nach seiner Meinung keine Beziehung zwischen der Wölbung des Fußes und der Eigentümlichkeit des Ganges; auch ist die Wölbung des Fußes kein Anzeichen für dessen besonders kräftige oder nützliche Entwicklung. Die Kraft der Füße beruht also auf mehr inneren Eigenschaften dieses Körperteils und nicht auf denen des ganzen Körpers oder auf Unterschieden der Form. —

Literarisches.

ok. Walt Whitmann: „Profaschriften“. In Auswahl übersetzt und eingeleitet von D. E. Lessing (München und Leipzig R. Pieper u. Co.). — In den letzten Jahren ist das Interesse für den größten Dichter Nordamerikas auch bei uns erwacht und sogar manchmal ins Maßlose gesteigert worden. Betrachtet man nämlich seine Dichtungen und liest sich nun auch in seine Prosaergüsse ein, so steht man vor der Tatsache, daß Whitmann bereits in Vollendung geboten und gefordert hat, was z. B. die naturalistische Richtung unserer jüngstdeutschen Literatur nahezu 30 Jahre später als neuerfundenes Prinzip aufstellte. In der praktischen Anwendung dieses Prinzips hier und bei Whitmann herrscht doch aber ein gewaltiger Unterschied. Die deutschen Neuerer — Arno Holz vor allem — betonen die rein formalistische Seite und wollen die Persönlichkeit des Schaffenden vollkommen anteilnamlos in den Hintergrund gerückt wissen. Bei Walt Whitmann dagegen behauptet die volle Persönlichkeit des Dichters durchaus sonderbar ihren Platz neben und in der jeweiligen Schöpfung, die seinem Geiste entsprang. Whitmann ist nicht bloß Impressionist oder Realist, er ist auch zugleich Persönlichkeit. Sie durchdringt alles, was er improvisiert und dichtet und denkt. Aber noch ein Drittes gibt es, was diesen genialen Amerikaner, der — (am 31. Mai 1819 in West Hills geboren, am 26. März 1892 in New Jersey gestorben) — nach einander Handlungslehre im Bureau eines Rechtsanwaltes, dann eines Arztes war, später als Landschulmeister, Zeitungsleger, Journalist und Redakteur, Baumunternehmer, Krankenpfleger und Ministerialschreiber sein Leben fristete, daneben auf dem amerikanischen Kontinent ausgedehnte Reisen machte, vor allem auszeichnet. Er suchte die Geheime für sein dichterisches Schaffen nicht aus Lehrbüchern der Weisheit abzuleiten; er nahm sie direkt aus der Natur. Bei keinem anderen, als bei ihm bildet die Dichtung den Ausklang der Natur. Und so stark ist dieser Widerhall, so mächtig das Bewußtsein der eigenen schöpferischen Persönlichkeit, daß einst Whitmann zum Schluß einer Disputation mit dem Philosophen Ralph Emerson, als dieser ihn fragte: „Was haben Sie nun auf das alles zu sagen?“ antwortete: „Nur so viel, daß ich zwar nichts widerlegen kann, aber mich doch entschlossener fühle, als je an meiner eigenen Theorie festzuhalten und sie zu betätigen.“ Wer es noch nicht aus seinen Poesien erkannte, hat jetzt willkommene Gelegenheit, aus seinen Profaschriften sich das Bild des gewaltigen Wildwestdichters zu vervollständigen. Bisher wußten wir von Whitmann als Schriftsteller wenig, und das wenige, was wir von seiner Prosa zu lesen bekommen hatten, beschränkte sich nur auf Fragmente aus seinen Kriegstagebüchern und die Vorrede zu seinen poetischen Werken. In der vorliegenden und vom Herausgeber zum erstenmal ganz vorzüglich verdichteten Sammlung wird uns ein wahres Füllhorn voll geistvoller Gedanken über Natur, Kunst, Literatur, Staat und Gesellschaft, Demokratie, Soziologie usw. kredenzt und wir stimmen mit Lessing nicht bloß darin überein, daß Whitmann tatsächlich der größte Dichter Amerikas ist, sondern auch darin, daß niemand, sei er, wer immer, Amerika richtig beurteilen wird, wenn er nicht zuvor Whitmanns Profaschriften als Ratgeber angesprochen hat; denn sie sind das bedeutendste, was jemals über die Republik der Nordstaaten gedacht und geschrieben worden ist. —

Kunst.

es. Der in neuen Männen günstig untergebrachte Kunstsalon bei Wertheim bietet eine bemerkenswerte Kollektivausstellung des Dackauer Malers A. Hölzel, der der Künstlerkolonie gleichen Namens unweit München angehört. Die Maler dieser Ansiedelung haben das Dackauer Moos berühmt gemacht, dessen feine silbrige und braune Töne sie anzogen. Hölzel hat unter den jüngeren Künstlern dieser Kolonie — sie sieht schon auf zwei Generationen zurück, der Vater ist Ludwig Dill, dessen breite, braun und grau gemalten Bilder vom Dackauer Moos in früheren Jahren vornehmlich bekannt waren — eine selbständige Stellung. Er sieht die Natur mit eigenen Augen. In der Art der Auffassung hat er etwas von den Schotten und den neueren englischen Landschaftsmalern, wie sie jetzt im Kunstsalon Gurlitt zugleich zu sehen sind. Die braunen Töne der Schotten sind verschwunden. Aber das aufgelöste, flüchtige der Malerei ist beibehalten. Die Farben sind natürlicher,

freier, offener. Hölzel malt pointillistisch, ohne manieriert zu wirken. Er tut es nicht aus Modesucht, sondern weil er die Natur, die Lustercheinung so fein und schwingend sieht, daß er auf eigenem Wege durch seine diffiziles Sehen dahin kommt, den breiten Strich aufzugeben und Farbenpunkt neben Farbenpunkt zu setzen, ohne daß der Gesamteindruck, trotzdem er vibrierend ist, leidet. Auch dies ist Beweis für das Mahhalten des Künstlers.

Die Maler, die sich der Wiedergabe der Natur widmen, werden von selbst dazu angehalten, durch den Stoff, mit dem sie sich beschäftigen, dazu erzogen, unaufdringlich, ohne Effekthascherei zu malen. Die Landschaftsmalerei ist ein Zeichen der künstlerischen Ehrlichkeit unserer Zeit. Dem da wird nicht mit krassen Gegenfäßen gewirksam, nicht mit forcierten, süßlichen Effekten kolettiert, sondern leise geht alles ineinander über. So ist auch der Hauptvorzug von Hölzels Bildern in der leisen, garten Note zu suchen, in die alles zusammenfließt, ohne gemacht und allzu sanft zu wirken. Es ist die stille Lust darin, die die Dinge der Außenwelt umweht. Und dennoch ist das Bild abgeschlossen, eine gewisse Monumentalität sogar erreicht. Wie leise und fein ist die stille Harmonie der Farben auf dem Bilde „Feierabend“, auf dem ein junger Bursch und ein Mädchen still den Weg am Wasser entlang gehen. Grau in grau alles, nur wenig Farben, nur gerade so viel, daß keine Monotonie aufkommt. Und auch die Linienführung ist weit und gelassen und fügt sich den Farben ein. Bei den beiden anderen Bildern „Nach Sonnenuntergang“ und „Herbstabend“ ist das tiefe und helle Erglänzen des Horizonts sehr fein herausgearbeitet, auf dem einen Bilde ist alles in Rot und Braun getaucht, auf dem anderen ist alles in Silber und Blau, auf dem einen ist alles warm getönt, auf dem anderen dominiert ein kühler Gesamnton. Sehr geschlossen und groß wirkt das Bild „Frühlingslandschaft“ mit den silbernen und hellgrünen Tönen, auf dem sich die graue Farbe des Bodens mit der des frischen Laubes zart vermischt und die hellen kleinen Häuser einen guten Hintergrund geben. Nämlich wirkt das Bild sehr tief und die graublau Luft des Dackauer Moors kommt hier vollendet zur malerischen Vertwertung. —

Humoristisches.

— Auf der Sekundärbahn. Schaffner (zum Geschäftsfreierenden, der auf der letzten Station eingestiegen ist): „Sie, der Hausknecht vom „Goldenen Hirsch“ läuft hinterm Zug her... dem haben Sie wohl kein Trinkgeld gegeben?“

— Im Geschäftstil. Frä. A. (auf der Promenade zu ihren Begleitern): „Haben Sie schon von der Verlobung des Herrn Buchhändlers K. mit Fräulein Pepi gehört?“

Frä. B.: „Mit einer höheren Tochter? Nicht möglich!“

Frä. A.: „Zawohl! Erst hat sie bei ihm ihre Schulhefte gekauft, dann hat er ihr zur Konfirmation eine Brosche geschenkt und jetzt hat er sich mit ihr verlobt.“

Leutnant C.: „Alle Wetter! Also ganz Geschäftstil: — Zehstet, broschiert und — gebunden!“ — („Wegendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Die meistgelesenen Bücher. (Herbst 1904 — Herbst 1905.) „Das literarische Echo“ hat auch in diesem Jahre bei den größeren deutschen Leihbibliotheken eine Umfrage gehalten. 151 Antworten gingen ein. Als die meistgelesenen Werke werden bezeichnet: 1. „Götter Kraft“ (I—III) von Ed. Stillebauer (110mal). 2. „Tagebuch einer Verlorenen“, herausgegeben von Margarete Böhme (77 mal). 3. „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse (63 mal). 4. „Ænæus Sempers Jugendland“ von Otto Ernst (49 mal). 5. „Das schlafende Meer“ von C. Viebig (47 mal). 6. „Heimat des Herzens“ von G. Frhn. v. Ompteda (34 mal). 7. „Der hohe Schein“ von L. Ganghofer (27 mal). 8. „Buddenbrooks“ von Th. Mann (27 mal).

— Max Dreher's Drama „Venus Amathusia“ ist als Buch bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen. —

— Die Schiller-Theater-Aktiengesellschaft hat im Geschäftsjahr 1904/1905 41 755,05 M. verdient. Die Einnahmen aus den Abonnements und dem Biletverkauf betragen 716 113 M. An Gagen wurden 299 948 M. bezahlt. —

— Lehars neue Operette „Die lustige Witwe“ fand bei der Uraufführung im Theater an der Wien lebhaften Beifall. —

— Ein neuer kleiner Planet wurde am 27. Dezember an der Sternwarte Königstuhl bei Heidelberg auf photographischem Wege entdeckt. Der Planetoid leuchtet wie ein schwaches Sternchen 11,2 Größenklasse. —

— Aus Seattle wird dem „Bureau Reuter“ unter dem 29. Dezember telegraphiert, daß der Kapitän eines aus Alaska eingetroffenen Walfischfahrers mitteilte, Kapitän Mundsén habe seine magnetischen Beobachtungen, die er durch selbstregistrierende Instrumente gewonnen hat, der geographischen Gesellschaft in London zur Prüfung zugeandt. —